Ein Pistolenschuß.

Kriminal-Roman von Heinrich Lee.

(5. Fortsetzung.)

Das bisherige Ergebniß der Untersuchung war somit gleich Null. Amtsrichter Braunfisch hatte sich genöthigt gesehen, aus der Hauptstadt einen Detectiv kommen zu lassen, einen bewährten und tüchtigen Mann, aber weder diesem noch einigen aus Berlin bezogenen Criminalcommissaren wollte es trotz aller Anstrengungen und allen aufgebotenen Scharfsinns glingen, auch nur die geringste Spur des Thäters zu entdecken, auch nur das geringste Licht in das räthselhafte Dunkel zu bringen. Glaubte man eine Fährte gefunden zu haben, so erwies sie sich schon bei den ersten Schritten als trügerisch und mußte wieder aufgegeben werden. Endlich fingen auch die Zeitungen an, dazu ihre Bemerkungen zu machen. Es war ja leider, wie sie schrieben, keine Seltenheit mehr, daß eine Mordthat unentdeckt blieb. In der Reichshauptstadt zum Beispiel war über die Hälfte der in dem letzten Jahrzehnt begangenen Morde nicht an's Licht gebracht worden. Der vorliegende Fall aber war doch von ganz besonderer Art. Am hellen lichten Mittag war die That begangen worden, in unmittelbarer Nähe des Thatortes hatte sich ein Wächter befunden, und außerdem hatte die Behörde ein schwerwiegendes corpus delicti in Händen, jene Pistole, mit der nachgewiesenermaßen die That verübt worden war. Sollte sich denn nicht wenigstens herausbekommen lassen, wessen Eigenthum diese Pistole war? Aber darin eben lag die hoffnungslose Schwierigkeit. Derartige alte preußische Reiterpistolen waren im Lande noch zu Tausenden, zu Zehntausenden verbreitet. Nachdem an ihre Stelle der deutsche Armeerevolver getreten war, hatte sie die preußische Heeresverwaltung wie die alten Gewehre um einen wahren Spottpreis an die Kriegervereine und sonstige vertrauenswürdige Körperschaften oder an das Ausland verkauft, von wo sie sich durch die ganze Welt verstreuten, so daß jede Controlle unmöglich war. Eines dieser Exemplare sah überdies fast genau wie das andere aus. Zwar hatte in den Schwadronslisten ein jedes sein besonderes Nationale gehabt, das sich besonders auf kleine Abzeichen am Kolbenholz gründete, aber diese Listen existirten nicht mehr. Was von der Waffe galt, galt auch von der gefundenen Kugel. Nur so viel stand fest, daß bei keiner der bisher vernommenen Personen diese oder eine ihr gleiche Waffe gesehen worden war — auch nicht, wie endlich mit aller Ueberzeugung nachgewiesen worden, bei dem Todten selbst. Schon dieser Umstand allein bewies also, daß die immer wieder angesichts der Räthselhaftigkeit des Falles auftauchende Annahme, der Todte könnte trotz aller widersprechenden Gründe dennoch selbst die Hand an sich gelegt haben, endgiltig abzuthun war.

Auf die Acten in der Rosenau'schen Morosache setzte sich der Staub. Amtsrichter Braunfisch hatte Tage, in denen ihn seine Untergebenen und die in anderen Untersuchungsangelegenheiten vernommenen Personen bei der übelsten Laune fanden. Die schöne Gelegenheit, sein Licht in voller Glorie einmal leuchten zu lassen, so daß auch gewisse ferne hohe Vorgesetzte endlich einmal darauf gebührend aufmerksam werden mußten, war dahin. Aber neue, wenn auch weniger interessante Aufgaben traten an ihn heran und sie drängten den Fall Rosenau allmälig in den Hintergrund. Auch in der Bevölkerung **und** in den Zeitungen wurde immer seltener davon gesprochen. Es ging mit dem Falle Rosenau wie es mit so vielen anderen Sensationen schon gegangen war, er gerieth in Vergessenheit.

Auch in der Rosenau'schen Fabrik erinnerte äußerlich nichts mehr daran. Unter der Leitung Hollfeld's nahm das Geschäft seinen Gang wie bisher, ausgenommen darin, daß es durch ihn nach allen Seiten hin noch eine bedeutende Erweiterung erfuhr, und daß der diesjährige Jahresabschluß die vorangegangenen noch weit in den Schatten zu stellen versprach. Man mußte zugeben, daß Niemand die materiellen Interessen der Erbin energischer und aufrichtiger hätte wahrnehmen können, als er. Das sah auch Renate, und wenn anfänglich in ihr Dankgefühl gegen ihn mitunter sich noch eine leise, nicht zu unterdrückende Spur jener alten Abneigung mischte, so war davon nunmehr auch der letzte Rest geschwunden. Ihr freundschaftliches Vertrauen zu ihm wuchs, um so mehr, als es ihn nicht verleitete — und das eben achtete sie an ihm —, es im Geringsten zu mißbrauchen. Nach wie vor verhielt er sich ihr gegenüber streng in den Grenzen der Ehrerbietung des Untergebenen. Nur an den einmal in der Woche stattfindenden musikalischen Abenden, an denen er sich nun regelmäßig in Gegenwart der Tante als ihr Gast einfand, war er ein Anderer. Diese Abende bildeten in der Einsamkeit und Trauer um Renate jetzt ihre einzige Erholung und Abwechslung, und sie waren ihr allmälig werth geworden. Dann zeigte Hollfeld, daß er sich nicht nur auf das trockene Geschäft verstand, dann machte er, wie schon an jenem ersten Abend, den anregenden Erzähler und Plauderer. Ganz ausgezeichnet — zu Renaten's nicht geringem Erstaunen — war sein Clavierspiel, wenigstens in technischer Beziehung, nur der seelische Ausdruck mangelte ihm ein wenig. Auf Alles verstand er sich, und nach und nach stimmte Renate in die Bewunderung, in der Tante Pinchen schon längst für ihn zerfloß, fast mit ein. Die zunehmende Ausdehnung des Geschäfts hatte im Contor noch die Anstellung eines zweiten Lehrlings und eines neuen Buchhalters nothwendig gemacht, die Räumlichkeiten wurden knapp, und als Hollfeld seiner jungen Prinzipalin den Uebelstand auseinandersetzte, daß er in dem bewußten Hinterzimmer für sich keinen Platz mehr hatte, war es Renate selbst, die auf den Gedanken kam, das einst von ihrem Vater benutzte und nun leerstehende Zimmer, das im Wohngebäude lag, dazu zu nehmen. Ohnehin hatte Renate vor dieser Stube, in der das Schreckliche geschehen war, ein Grauen. Als Wohnraum das ihr fürchterliche Gemach etwa dem Hausstande hinzuzufügen, das hatte sie nicht über sich vermocht. So sollte es denn Hollfeld als sein Privatcontor benutzen. Auch räumlich war er ihr auf diese Weise näher gerückt. Wenn er in diesem seinem neuen Contor saß und arbeitete, so trennte ihn von Renaten nur die Treppe, die hinauf in ihre Wohnung führte. Wenn sie oben Clavier spielte, so hörte er es unten. In dem Zimmer selbst war im Uebrigen Alles unverändert geblieben. Vor dem schwarzen Ledersopha stand noch der alte breite viereckige Tisch, der Hollfeld nun für seine Arbeiten diente, in der einen Ecke, dem Ofen gegenüber, stand der Geldschrank, und auch die ringsherum aufgestellte kostbare Mustersammlung war genau in derselben Anordnung geblieben, wie unter dem alten Herrn. In nichts hätte der friedliche, ja fast behagliche Eindruck, der über dem Zimmer lagerte, daran gemahnt, daß es der Schauplatz einer so blutigen That gewesen war.

Mehr als vier Wochen waren seit dem Begräbniß vergangen. Mehr als vier Wochen auch seit jener Nacht, die Hollfeld einsam auf der Promenadenbank verbracht — jener Nacht, in der ihm blitzartig eine Vermuthung über Renaten's Geheimniß gekommen — jener Nacht, in der er „ihr" gegenüber zu einem Entschluß gekommen war. Und dennoch hatte er bis heute vor ihr geschwiegen. Sollte er ihr das, was er wußte — nein, nicht wußte, sondern nur ahnte, nur combinirte —, geradezu in's Gesicht sagen? Ob seine Combination stimmte und er die Wahrheit errathen hatte oder nicht — gleichviel, sie würde sich vor ihm entsetzen. Ihr altes Mißtrauen oder was sonst jenes frühere Gefühl in ihr gegen ihn gewesen, würde wieder erwachen — kaum, daß er es mit dem Aufwande seiner ganzen Selbstbeherrschung zum Einschlummern gebracht, und Alles war von Neuem verloren und dann unwiderruflich. Die Parole hatte dieselbe zu bleiben wie bisher: Geduld! Warten! Warten, bis die geeignete Gelegenheit eintrat — vielleicht ein Zufall. Er hatte jahrelang gewartet, er hatte sich darin die nöthige Uebung verschafft. Die Zeit, die es noch kostete — sie war nicht mehr für ihn verloren. Die Gluth in seinen Adern bezähmend, dachte er wieder an den letzten Abend, den er bei ihr verbracht, an ihr stundenlanges Zusammensitzen vor dem Clavier — die Nähe ihres Körpers, die zufälligen Berührungen mit ihren Fingern, die einen Strom durch seine Pulse jagten. Und das Alles gab er preis, wenn er wie ein unerfahrener Jäger mit vorschneller Hast aus seinem Versteck hervorbrach und das Wild verscheuchte.

Aber es war noch ein zweiter Grund, warum er wartete. Denn in diesen vier Wochen, seit jener Nacht, die er auf der Promenadenbank verbracht, seit dem Tage, an dem er hier im Wohngebäude sein neues Contor bezogen, hatte er ein kleines Erlebniß gehabt — oder vielmehr, es war nur eine gewisse kleine Beobachtung, die er in dem „Mordzimmer" gemacht hatte. „Klein" und doch von einer solchen Bedeutung, daß diese Herren, welche die Untersuchung führten, sowohl dieser Herr Amtsrichter, wie seine Detektivs und Berliner Criminalcommissare, darüber vielleicht starr gewesen wären. Aber er behielt diese Beobachtung für sich. Erstens: Mochten diese guten Leute sammt ihrem Herrn Amtsrichter selber zusehen, wie sie sich ein Licht anzündeten. Zweitens: Nun erst wußte er genau, wie er seinen Plan „ihr" gegenüber einzurichten hatte — so oder so! schon deshalb war es gut, daß er gewartet hatte.

Wieder war er in dem Zimmer, in dem sie ihm so nahe war, allein. Von droben drangen die sanften Klänge einer Clementischen Sonate, eines ihrer Lieblingsstücke, zu ihm in die Stille. Er legte die Feder aus der Hand und Bilder der Zukunft zogen an seinem sich durch die Decke bohrenden heißen Auge vorüber. Sie sein Weib — ob in Liebe oder in Haß! Er ihr Herr! Und Herr auch dieser Fabrik! Herr von dem Allen um ihn her, was er durch seine Kraft geschaffen. Wer Martin Hollfeld von allen Menschen, die ihn kannten jetzt beobachtet hätte! Ein dämonischer Traum schien um ihn sein Wesen zu spinnen — ein Traum, obwohl er mit wachen Augen dasaß. So hatte ihn noch Niemand gesehen, selbst seine Mutter nicht.

V.

Wir verlassen nun unsere bisherige Umgebung, um uns viele Meilen weit von ihr einer anderen zuzuwenden.

Einen Tag später, nachdem die uns in dieser Erzählung beschäftigende räthselhafte Blutthat in der weiteren Oeffentlichkeit ihre erste Verbreitung gefunden, wußten die Zeitungen in ihrem Depeschentheil ein anderes unglückliches Ereigniß zu melden. Der zwischen Berlin und Bremen verkehrende Nachtschnellzug war infolge falscher Weichenstellung entgleist. Wenn auch keine Menschenleben dabei zu beklagen waren, so waren doch verschiedene Personen sehr schwer verwundet worden. Ein Glück im Unglück war es noch, daß das Ereigniß dicht vor einer Station passirt war, so daß sofort ärztliche Hilfe zur Stelle war und die Verwundeten in Krankenhaus geschafft werden konnten. Zu den Schwerverletzten gehörte auch ein junger Mensch, dessen Name sich nicht in Erfahrung bringen ließ, da er keine Legitimationspapiere bei sich trug und andererseits die bedenkliche Schädelkontusion, die er erlitten, ihm das Bewußtsein genommen hatte. Einige Tage vergingen, die sorgsamste Pflege wurde ihm zutheil, und er schlug wieder die Augen auf. Aber auch jetzt noch verbot der Arzt, irgend eine Frage an ihn zu stellen. Auf dem schwarzen Brett über seinem Kopf, das dazu bestimmt war, den Namen des Kranken anzugeben, stand mit Kreide angeschrieben „Unbekannt". Immerhin gaben die Blicke des Patienten, so oft er die Lider hob, zu erkennen, daß er wußte, was mit ihm vorgegangen war und wo er sich befand. Voll Mattigkeit schloß er sie aber immer wieder von Neuem. Das einzige, was man in seinen Taschen gefunden hatte, war ein Billet dritter Klasse nach Bremen und ein kleiner Geldbetrag.

Manchmal, nachdem ihm nunmehr das erste Bewußtsein zurückgekehrt war, wurde er unruhig im Schlaf, er hatte offenbar schwere Träume, wobei er sich verfolgt zu glauben schien. Auf seiner Seele schien irgend ein Geheimniß zu lasten, eine dunkle That, deren Schatten von dem hübschen, jugendlichen, von dunklen Locken umrahmten Gesicht, dem aber wilde Leidenschaften ihren verwüstenden Stempel aufgedrückt hatten, nicht weichen wollten. Erwachte er aber und erkannte und begriff er wieder die Umgebung, in der er sich befand, so hätte ein scharfer Beobachter von seinem Gesicht wohl einen Ausdruck des Schreckens und der Furcht ablesen können, der dann allmälig einer ergebenen Fassung Platz machte, worauf er abermals alsbald die Augen schloß und von Neuem in Schlaf zu fallen schien.

Wenn blos der Arzt, die Schwester, die beiden anderen Kranken, die neben seinem Bette lagen, gewußt hätten, daß dieser Schlaf dann nur von ihm geheuchelt war, daß er nur seine Augen schloß, um auch weiterhin nach nichts gefragt zu werden. Ja, er hatte Furcht — die Furcht, erkannt zu werden. An seinen klebte Blut. Mörder! klang es ihm in's Ohr mit einer Stimme, die er allein nur hörte. Schon waren die Häscher ausgeschickt, um ihn zu suchen, zu greifen, seinen Richtern vorzuführen. Er hatte fliehen wollen, über das Meer — noch wäre ein Entrinnen möglich gewesen. Gott selbst — wie lange hatte er nicht an Gottes Namen gedacht — hatte seine Flucht vereitelt. Nur eine kurze Freistatt war ihm noch gegönnt. Wenn er wieder gesund war und dieses Bett verließ — was würde ihn erwarten? Vielleicht genügte schon sein Name, sobald ihm der erst abgefordert würde, ihn seinen Verfolgern auszuliefern. Noch fragten sie ihn nicht darnach, noch hielten sie ihn für zu krank, noch ließen sie sich von ihm täuschen. Warum aber hatten sie ihn wieder zum Leben gebracht, zu einem Leben, das ja doch verloren war und das am besten gleich auf der Stelle ausgetilgt geblieben wäre? Warum?

Mörder! Das also war das letzte in der Reihe seiner Thaten! Mörder! Aber nein! Wenn auch Blut an seinen Händen klebte, vergossenes Menschenblut — ein Mörder war er nicht! Gott wußte es! Nicht mit Berechnung, mit kaltem Vorbedacht hatte er die That begangen! Und wenn er die Strafe fürchtete — nicht um seinetwillen fürchtete er sie, denn was lag noch an ihm — um eines anderen Wesens willen schauderte er davor zurück. Renate!

Von Neuem umstrickte ihn seine alte Qual, von allen Qualen die bitterste, die Reue. Aber war er nicht an sie gewöhnt? Wie hatte sie während dieser letzten Jahre in seinem Elend, aus dem er sich nicht mehr befreien konnte, an ihm genagt? Jetzt erst aber war sein Maß voll geworden. Der Tod hatte die Hand nach ihm ausgestreckt, er war noch einmal von ihm erwacht, und jetzt erst sah er, wohin es mit ihm gekommen war.

Er dachte wieder an die verlorene Kindheit zurück. Schon damals — nun wußte er's — hatte er Renate geliebt. Selbst auf ihre Freundinnen war er eifersüchtig gewesen, selbst auf ihre Puppen. Nur mit ihm sollte sie spielen. Eine Zeit lang hatte sie eine Lieblingspuppe, mit großen Kornblumenaugen, blonder Perrücke, dicken rothen Backen und einem Mund, in dem deutlich jeder Zahn zu sehen war. Zornig, weil sie die Puppe lieber hatte, als ihn, riß er sie aus dem Wagen und schleuderte sie auf das Steinpflaster im Hof, daß der Kopf gleich in zwei Stücke sprang. Weinend lief Renate zu ihrem Vater, aber trotz der Strafe, die er dafür bekam, freute er sich. Niemals, auch nicht in späteren Jahren, hatte er einen Menschen mehr gehaßt als diese Puppe.

Sie wurden Beide älter, er bezog die Universität, und im Rausch der jungen, schrankenlosen Freiheit begann er Renate zu vergessen. Als er zum ersten Male heimkehrte, und sie in ihrer wie über Nacht aufgeblühten Schönheit nun wieder vor ihm stand, da erwachte wohl sein altes Gefühl für sie von Neuem, aber es gesellte sich noch etwas Anderes hinzu. Er hatte das Küssen gelernt. Jetzt erst wußte er, was Liebe war. Sie aber erschrak vor seiner stürmischen Art — sie entsetzte sich förmlich davor. Ein „dummes, sprödes" Ding nannte er sie. Merkwürdig aber, je länger er wieder in ihrer Nähe weilte, desto mehr fühlte er sich auch in sein altes Verhältniß zu ihr zurückversetzt. Doch die junge entfesselte Kraft, die seine Adern durchbrauste, riß ihn von Neuem in die Verführungen der Genossen, die er gefunden hatte, hinein. Was darauf folgte, ist den Lesern bekannt bis zu der Zeit, wo keine Nachricht mehr von ihm und über ihn in das väterliche Haus drang, wo er von Herrn Rosenau als ein Verschollener, Verlorener betrauert wurde, wo in Renate die eigenthümliche Veränderung vorging, die ihrem ganzen Leben eine Wendung gab. Mit welchem festen Vorsatz hatte er dieses letzte Mal seinen gütigen Wohlthäter verlassen. Ihm und ihr, die sich mit solcher Verachtung nun von ihm abgewandt, hatte er in seinem Innern still gelobt, ein neuer Mensch zu werden. Der Anfang ließ sich auch auf's Beste an, er lebte gewissenhaft nur seiner Arbeit, mit eiserner Willenskraft wies er jede neue Versuchung von sich, seine Vorgesetzten drückten ihm ihre vollkommene Zufriedenheit aus, bis jener unglückliche Tag kam, da er aus einem ganz geringfügigen Anlaß und von seiner noch immer manchmal aufflackernden Heftigkeit übermannt, mit seinen ersten Vorgesetzten vor dem gesammten Geschäftspersonal in einen wilden Streit gerieth und aus seiner Stellung sofort entlassen wurde. Was nun? Er suchte nach einem neuen Unterkommen. Aber wie ihn, so gab es noch tausend andere Suchende. Das erste Mal war ihm das Glück dabei geneigt gewesen, jetzt ließ es ihn im Stich. Vielleicht holte man auch Erkundigungen über ihn ein, und weil sie wohl die Wahrheit besagten, so wurde ihm schon deshalb jeder Weg versperrt. Seine Mittel gingen auf die Neige, und er mußte, er wollte leben. Sollte er sich wieder an seinen Wohlthäter wenden? Sollte das die Art sein, in der er wieder vor ihn trat — vor ihn und „sie"? Verachtete sie ihn nicht schon genug? Lieber noch wollte er vor Hunger sterben, lieber untergehen, als das! Es kam ein Abend, wo er nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Er suchte ein Asyl auf, wo man ihm eine warme Suppe und für die Nacht ein Lager gab und wo er Gefährten seines Unglücks fand! Einer von ihnen wußte für ihn Rath, in der Weltstadt gab es ja noch so manche Beschäftigungen, mit denen sich auch der Aermste von einem Tage zum anderen hinüberrettet. Auf den Straßen hatte er gestanden und Zeitungen, Spielzeug, Streichhölzer verkauft, immer auf der Hut vor dem Schutzmann, der ihm den ihm fehlenden Gewerbeschein abverlangt hätte. Wenn ihn etwas in diesem Abschnitt seines Lebens aufrecht erhielt, so war es das Bewußtsein, daß er sich sein elendes Brod wenigstens mit Ehrlichkeit verdiente. Er hatte eine gute Handschrift, und so war es ihm endlich gelungen, als Schreiber in dem Bureau eines Rechtsanwalts unterzukommen. Nach und nach erwarb er das Vertrauen seines neuen Chefs, der in ihm den gebildeten Menschen erkannte. So wurde er in dieser Stellung auch damit beauftragt, zuweilen kleine Geldbeträge einzuziehen. Eines Tages, es war ein Samstag, wurde ihm vom Bureauvorsteher ein Wechsel eingehändigt. Der Acceptant wohnte in einem weitgelegenen Vorort und da es schon am späten Nachmittag war, als das Papier einlief und er mit dessen Einziehung beauftragt wurde, das Bureau aber um sechs Uhr Nachmittags geschlossen wurde, so sollte er das Geld, falls bei seiner Rückkunft das Bureau bereits geschlossen war, bis zum Montag Morgen bei sich behalten. Der Betrag des Wechsels lautete auf mehr als tausend Mark. Er fuhr mit dem Papier zu dem Acceptanten hinaus. Da gerade Lohntag war, so mußte er an der Kasse eine geraume Weile warten. Als ihm dann endlich das Geld ausbezahlt wurde, war es, wie vorausgesehen, Abend geworden, und der ihm ertheilten Weisung gemäß nahm er die Summe mit sich nach Hause, wo er sie beim Schlafengehen unter seinem Kopfkissen verbarg. Häßliche Träume quälten ihn in der Nacht. Tausend Mark! Was ließ sich Alles mit so viel Geld beginnen. Er hatte nun das Treiben der Weltstadt in allen ihren Tiefen kennen gelernt. Wie Mancher hatte sich schon mit wenig baarem Geld aus der Tiefe wieder emporgearbeitet und unzählige Gelegenheiten schwebten ihm jetzt vor, mit dieser Summe, die unter seinem Kopfe lag, wieder zur Höhe zu kommen. Er verstand sich ja jetzt auf Geschäfte aller Art. Einer der Klienten seines jetzigen Chefs hatte seinen Wohlstand damit begründet, daß er anfänglich mit ein paar hundert Mark altes Baumaterial zusammenkaufte, den ersten Nutzen legte er dann in billigen abgelegenen Grundstücken in der Vorstadt an, wozu eine verschwindend kleine Anzahlung genügte, und heute war dieser Mann Millionär. Und das war nur eine einzige von diesen tausend Möglichkeiten. Nur, wie gesagt, etwas baares Geld gehörte zum Anfang — und unter seinem Kopfkissen lagen tausend Mark! Der Vater, Renate! Ja, dann durfte er wieder vor sie treten! Wie sie erst vor ihm erschrecken, dann erstaunen würden — und seinen Reichthum breitete er Renaten zu Füßen und sprach: „Das Alles gehört Dir! Für Dich, für Dich habe ich es erworben, damit Du mir glaubst. Für Dich bin ich ein neuer Mensch geworden, für Dich habe ich gelitten, gehungert, und endlich meine höchsten Kräfte angestrengt. Das Schwerste habe ich für Dich gethan! Das Schönste kann ich mir mit diesem Golde kaufen, aber schöner, herrlicher als Alles auf der Welt bist Du! Nimm es, denn Du brauchst seine Berührung nicht zu scheuen. Es ist ehrlich erworben!"

Ehrlich!

Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn.

Ehrlich! Er war es bis heute geblieben und in seinem Elend war das sein einziger Trost gewesen. Nun krochen die Dämonen der Nacht aus ihren Winkeln hervor — zum letzten wollten sie ihn verführen. Zum Diebe wollten sie ihn machen.

Mitwüstem Kopfe wachte er am Morgen auf. Hell strahlte schon die Sonne in seine jämmerliche Dachstube, die nicht einmal sein Heim war, denn das erlaubten seine kümmerlichen Mittel nicht, die nur für eine sogenannte „Schlafstelle" langten, wo er nur die Nacht zubringen durfte. Ungeduldig würde es bald an die Thür klopfen und eine Stimme ihm zurufen, daß es nun für ihn Zeit wäre, sich fortzumachen. Wie in dem öden, ungastlichen, kahlen Raume ihn heute Alles ansah — die schiefen, nur getünchten, von der Feuchtigkeit verfärbten Wände; der knarrende, durchlöcherte, beulige Fußboden, zwischen dessen Bohlen der Schimmel saß; das von Schmutz starrende Blechdach vor dem Fenster. Er war wieder der hoffnungslose, jämmerliche, arme Teufel, der er fortan ewig bleiben würde. Renate! Von ihr hatte er geträumt. Verzweiflung übermannte ihn, — von den Thürmen läuteten die Sonntagsglocken, und heiße Thränen rannen über seine eingefallenen Wangen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine kleine Verwechslung.

Ein ehemaliger General, welcher später als Schul-Inspektor in Rußland funktionirte, erhielt Klagen betreffs Thee, welcher an gewisse Anstalten geliefert wurde und nahm sich vor, sich über die Berechtigung der Klagen zu vergewissern. So begab er sich eines Tages zur Stunde des Thees nach der Schule, wo ihm zwei Angestellte mit einem großen Gefäß begegneten. — „Halt!" rief er; die Beiden blieben stehen und rüßten ihn. „Holt mir einmal einen Löffel," befahl er. Auf der Stelle wurde ein Löffel herbeigeholt, welchen der General mit den Worten nahm: „So, nun will ich mich selbst überzeugen, ob denn die eingelaufenen Klagen wirklich begründet sind. „Aber General," schrie der eine. „Ruhig," donnerte der General und schluckte gemächlich einen großen Löffel der Flüssigkeit hinunter. „Es ist abscheulich, schrecklich, noch nie habe ich solch schlechtes Zeug versucht." „Aber General," erwiderte der andere, das ist ja kein Thee, sondern das Abwaschwasser, das wir soeben ausschütten wollten."

Der homöopathische Salami.

Auf der Rückkehr von einer nach Südfrankreich unternommenen Reise traf Heinrich Heine in Lyon mit einem seiner Freunde, einem deutschen Violinisten zusammen, der ihm eine große Lyoner Salami gab mit der Bitte, sie einem gemeinsamen Bekannten, einem homöopathischen Arzt in Paris zu überbringen. Heine versprach, den Auftrag auszuführen und übergab den köstlichen Leckerbissen seiner Frau, die mit ihm reiste, zur besonderen Obhut. Da aber die Postkutsche so gemächlich fuhr, stellte sich bald Appetit ein, und auf das Anrathen seiner Frau kosteten beide von der Wurst, die sich nun Meile um Meile verringerte. In Paris angekommen, wagte es Heine nicht, das Ueberbleibsel dem Arzte zu senden. Da er aber auch den Auftrag des Freundes ausführen wollte, schnitt er mit seinem Rasirmesser ein ganz kleines ideales Blättchen von der Salami, steckte es in einen Bogen Velinpapier und in ein Couvert und sandte es dem Arzt mit folgendem Billet: „Lieber Doktor! Aus Ihren wissenschaftlichen Untersuchungen ist zu ersehen, daß der millionste Theil einer gewissen Substanz die größten Erfolge erzielt. Ich bitte daher um freundliche Aufnahme des hier beigefügten millionsten Theil einer Lyoner Salami, die mir unser Freund für Sie übergab. Wenn die Homöopathie eine Wahrheit ist, wird dieses Theilchen bei Ihnen denselben Effekt machen wie die ganze Salami. — Ihr Heinrich Heine."

Zigeuner-Weisheit.

Eine Herrin schickt eines Tages einen Zigeuner, der in ihrem Hofe bedienstet war, zu einer Freundin mit zwei schönen großen Pflaumen und übergiebt ihm auch einen Brief, den er ihr überreichen soll. Der Zigeuner geht mit den Pflaumen und dem Briefe fort. Unterwegs sieht der Zigeuner immer die Pflaumen gierig an, denn der Räuber hat stets Drang nach dem, was ihm nicht gehört; er sah die Pflaumen nicht lange an, mit einem Male steckte er eine in den Mund und aß sie ganz auf. Er traf bei der Herrin, der Freundin seiner Gebieterin, ein und übergab ihr den Brief, die übrig gebliebene Pflame befand sich auf einem Teller, den er in der Hand hielt. Die Herrin las den Brief und fragte dann den Zigeuner: „Höre, Du, Zigeuner, ich sehe auf Deinem Teller blos eine Pflaume, und hier im Brief steht, daß man mir zwei geschickt hat." — Der Zigeuner schwieg. — „Hast sie wohl aufgegessen, Du Krähe?" — Wieder schwieg der Zigeuner. — „Wie hast Du das nur thun können?" meinte geärgert die Herrin. — „Sehen Sie — so!" erwiderte der Zigeuner und steckte rasch die zurückgebliebene Pflaume in den Mund.

Antike Einladungen.

In den für de Culturgeschichte so außerordentlich wichtigen ägyptischen Papyrusfunden, von denen noch ein ungeheurer Vorrath der Entzifferung harrt und noch ungeahnte Mengen in den Grabern und in den „städtischen Kehrichthügeln" schlummern, haben sich einige Einladungsbriefchen aus dem 2. und 3. nachchristlichen Jahrhundert gefunden, deren Form der bei uns üblichen so außerordentlich nahe kommt, daß wir hier wieder Beweise für die Aehnlichkeit der Cultur, resp. Hypecultur der späteren Kaiserzeit mit der des 19.—20. Jahrhunderts haben. Die Einladungen bedienen sich theilweise der dritten Person, wie wenn wir auf eine Visitenkarte oder ein gedrucktes Formular schreiben: „Herais bittet Dich zum Diner bei Gelegenheit der Vermählung ihrer Tochter auf morgen, den 5. Tag der Woche, zum Festmahl in ihr Haus. Man speist um 9 Uhr (d. h. neun Stunden nach Sonnenaufgang, also drei Uhr)." Auch das U. A. w. g. fehlt nicht, wenn es auch im folgenden Falle wegen der Abholung bemerkt wird: „Die besten Empfehlungen, Frau Serenia, von Petosiris. Mach es doch möglich, verehrteste, zum 20. für den Geburtstag des Gottes herauszukommen, aber schreibe mir vorerst, ob Du zu Schiff oder zu Esel reisest, damit man Dich abholt. Bitte, vergiß da nicht. Bleibe gesund!" Eine andere Einladung würde in moderner Fassung sich umschreiben lassen: „Chacremon bittet Dich für das Serapionfest zum Bezirksvereinsfestessen im Serapeum für morgen den 15. auf drei Uhr."

Eine Menschenfreundin.

Eine reiche und vornehme englische Dame, die Villa und Garten in London besitzt, hält jeden Sonnabend ein offenes Haus für eine bestimmte Anzahl von den Allerärmsten, Erwachsenen und Kindern, aus dem östlichen Theile von London. Zwanzig bis dreißig Personen sind es gewöhnlich. Bei ihrer Ankunft an der Eisenbahnstation warten der Gäste elegante Privatequipagen, welche sie nach dem gräflichen Landsitz bringen. Hier angelangt, werden sie von der Gräfin empfangen, und nach einem kleinen Imbiß in Park und Garten geführt. Die Kinder des Hauses dürfen sich ungezwungen unter die Gesellschaft mischen, mit ihren Altersgenossen spielen, ihnen die Kaninchen u. s. w. zeigen und sie in jeder Beziehung wie ihre Gäste behandeln.

Den Glanzpunkt des Tages bildet natürlich das Mittagessen, welches aus reichlichen Portionen von Roastbeef, frischem Gemüse — für die Armen eine seltene Delikatesse —, Pudding und Obst besteht. Diese Mahlzeit ist für die meisten ein wirklich epochemachendes Ereigniß, wird doch dasselbe Eßservice, sowie dasselbe Silberzeug benützt, welches auch auf die gräfliche Tafel kommt.

Nach Tisch bleiben die Gäste sich selbst überlassen, Garten und Park stehen ihnen zur Verfügung, und Alle können machen was sie wollen. „Aber," erzählt die Lady, „auch nicht eine Blume wird abgerissen, oder eine Beere angerührt, obgleich kein Verbot die Geladenen daran hindern würde." Die Theestunde vereinigt wiederum Alle im Eßsaal. Aber es giebt Thee im weiteren Sinne: denn außer ganzen Stapeln von Brod und Butter giebt es Backwerk, Kuchen und eingemachte Früchte. Mit dieser tüchtigen Speisung schließt der Tag, die Equipagen fahren wiederum vor und bringen die bunte Gesellschaft — zitterige Greise, junge Leute und Kinder — nach der Eisenbahnstation, und selten haben die Wagen glücklicher Menschen befördert, noch später in nächtlicher Stunde schönere Träume einen Schlafenden umgaukelt.

Einer wüthet in China immer. Früher waren es die Kaiserin-Wittwe, Prinz Tuan, die Boxer, die Russen, die — — —. Jetzt wüthet die Cholera.

* * *

Alles ist schon dagewesen. Ben Akiba hat wieder Recht: denn schon vor Röntgen hat man durch die Finger sehen können.